

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1994)
Heft: 3

Artikel: Reisebriefe [Fragmente]
Autor: Odyniec, Antoni E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Antoni E. Odyniec

Reisebriefe [Fragmente]

An Julian Korsak

Zürich, am [Sonntag] 20. September [1829], morgens

[...]

In Mailand soll das Theater ausgezeichnet sein; aber wie und wann kommen wir über die Alpen? Mit Sicherheit kann ich es nicht sagen. Der Eilpostwagen von hier nach *Chur* und von da weiter über *Splügen* fuhr gestern, eine Stunde vor unserer Ankunft, ab, und der nächste geht erst am Mittwoch. Da heute Sonntag ist, ziehe ich mich gleich an und gehe raus, um wenigstens eine Kapelle zu finden, wo man – immerhin befinden wir uns in der Stadt Zwinglis – nach unserer Art beten kann, und wo man nicht nur die deutschen Predigten und Psalmen, sondern auch einen Gottesdienst anhören kann.

Adam kehrt in diesem Moment mit der Nachricht zurück, dass er von einer Fahrgelegenheit nach Chur gehört habe, die morgen abgehe. Obwohl ich es bin, der den Kutscher finden und mit ihm eine Abmachung treffen soll, gibt er damit an und ist so stolz, als ob er Gott weiss was erreicht habe.

[...]

An denselben

Chur an der Plessur, am [Dienstag] 22. September 1829 in der Nacht

[...]

Das sind Verse aus «*Lalla-Rookh*», von Moore¹, und übersetzt habe ich sie heute aus dem Gedächtnis zu Ehren des hellen, leisen und warmen Wetters, das nach doch so vielen regnerischen oder bewölkten Tagen endlich erschienen ist. Wir konnten es um so mehr schätzen, weil es gerade auf den schönsten Teil unseres Weges, den wir in der Schweiz zurückgelegt haben, gefallen ist. Es stimmt, wenn ich gestern geschrieben hätte, könnte und würde ich wahrscheinlich auch dassel-

be schreiben. Denn wie es die polnische Redewendung «je tiefer in den Wald, desto mehr Bäume» gibt, so können wir hier sagen «je tiefer in die Berge, desto mehr Schönheiten und Wunderdinge». Und doch, wenn ich versuchte, sie dir einzeln und nacheinander zu beschreiben, könntest du genauso über die Schweiz denken wie irgendein deutscher Philologe über die polnische Sprache, der sie nur nach der Aussprache seiner deutschen Mitbürger oder auch nur durch die Wahrnehmung des deutschen Ohres bewertet. Als der Philologe nämlich mit Brodziński² über den Reichtum der Sprachen disputierte, wunderte er sich über die Armut der polnischen Sprache, in der es, wie er meinte, auf so verschiedene Gegenstände wie z.B. człowiek, słowik, słoik und słownik [Mensch, Nachtigall, Glas und Wörterbuch], die er, verständlicherweise, auf deutsch aufzählte, nur ein und dieselbe Aussprache gibt nämlich *szłoik, szłoik, szłoik, szłoik!* – Daher könntest auch du, im Brief ständig *Berge, Berge, Berge* lesend, am Schluss verstehen, dass hier irgendeine wilde und tote Wüste, eine ermüdende und langweilige Eintönigkeit herrscht. Doch ganz im Gegenteil, schweizerische Berge sind wie ein versteinertes Volk von Riesen. Jeder Berg hat nicht nur eine eigene Form und Gestalt, sondern sogar, man könnte sagen, eine individuelle Physiognomie und Charakter.

Und bedenke, dass man hier noch nicht von den Alpen als Könige und Patriarchen spricht, sondern von ihren Kindern, Dienern oder Untertanen, die zu ihren Füßen im ganzen Lande verstreut sind, um dem Pilger, welcher zu ihnen wandert, zu begegnen, ihn zu begrüßen und zu ihnen zu führen. [...]

Weesen, (ich weiss nicht einmal mit Sicherheit, ob ein Dorf oder Städtchen), liegt an demselben *Walenstädter-See*, der durch den Fluss *Linth* mit dem Zürchersee verbunden ist. Der Fuhrmann kündigte uns bereits am Abend an, dass wir sehr früh am Morgen würden aufstehen müssen, falls wir Chur erreichen wollen, bevor die Dilligence nach Mailand abfährt. Nach Mailand!!! Ich kann dir gar nicht sagen, welchen komischen Effekt diese natürliche und einfache Aussage auf mich hatte. Gerade erfuhr ich, dass ich dorthin fahren würde; aber es war, als ob ich das erste Mal spürte, dass ich dort sein kann und werde. Ich in Mailand!!! Denn Mailand, das ist Italien; denn Italien, das ist das verzauberte Land meiner Träume; denn von dort aus kann man in die Diligence steigen – nach Rom! Den ganzen Abend haben wir darüber gesprochen, uns an uns selber erinnernd, er aus Nowogródek³ kommend, ich aus Boruny⁴. Und haben wir nicht einen Grund, dem Herrgott zu danken? Adam sagt: Nur ein dummer Mensch glaubt, dass er alles sich selbst schuldet; und nur ein noch dümmerer, so denkend, sieht jedes Geschenk der Providenz als seinen Verdienst an und be-

rechnet mit jedem Schritt, jeder Stufe höher, nicht seine neuen Pflichten, sondern nur seine neuen Rechte. Darin besteht die Lächerlichkeit und Dummheit jeder Eitelkeit, die aus dem Erfolg kommt; Lächerlichkeit dadurch, dass sie Dummheit aufweist; und Dummheit dadurch, dass sie selbst die Garantie seiner Dauer vernichtet. Alle Schornsteinfeger würden sich das Genick brechen, wenn sie, die Leiter auf den Kamin hochsteigend, ständig nur immer nach unten und nicht nach oben schauten. Früher oder später würden sie sicher schwindlig werden. Und wer schon auf den Kamin hinaufgestiegen ist und nichts über sich sehen kann – der muss doch immer auf den Himmel blicken, um nicht auf die Erde oder in den Abgrund und das Feuer des Kamins zu fallen. Napoleon auf dem Thron hatte es vergessen und spürte es selber erst auf der Insel St. Helena. [...]

Adam tröstet mich mit der Hoffnung, dass Rom eine wunderbare Stadt sei, wo sich nicht nur die Augen öffnen, sondern auch die Ohren kürzen können – die er mir auch von seiner Seite zu kürzen gütig versprach.

All das, was ich hier in Kürze zusammenfasse, wurde ausführlich während der Übernachtung in *Weesen* besprochen – wenn es sich lohnt, ein paar lediglich in Kleidern durchschlummerte Stunden eine Übernachtung zu nennen – denn es war schon nach eins, als Adam die letzten Funken seiner Pfeife ausblies, und ich das Blechkäppchen auf die Kerze, wie die Kappe auf die Schläfe der Braut, rauflegte ...

Aber sobald ich anfang, richtig zu schlafen, trieb uns die donnernde Stimme des Fuhrmanns: «*Meine Herrn, est ist schon Zeit!*»⁵ aus den Betten, die breit und flach wie Flosse waren. Es tönte wie eine Alarmtrompete. Der Fuhrmann brachte uns beim Licht einer riesigen Laterne, mit der er gekommen war, um uns zu wecken, an das Ufer des Sees, durch den wir einen Teil des Weges schwimmen mussten. Aber beklage dich bei Gott wegen der unnötigen Mühseligkeit und Eile! Denn wir haben uns doch um eine Viertelstunde nach Chur auf die Diligence verspätet und müssen hier noch morgen verweilen, um eine andere Art des weiteren Transportes zu erwägen.

[...]

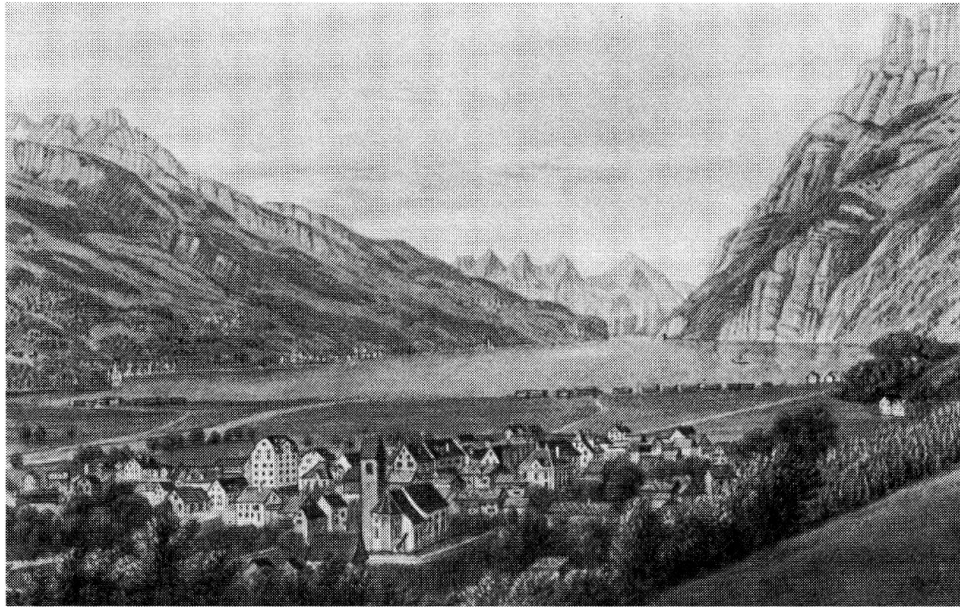
Noch Chur, [Mittwoch] 3. September, am Abend

Gescheit ist dieses Sprichwort: «Was du heute essen sollst, das steck weg für morgen, und was du morgen machen sollst, das mach heute!» Hätte ich mich gestern an dieses Sprichwort erinnert, würde ich heute einen klaren Kopf haben, und vielleicht hätte ich keine Migräne, die angeblich davon gekommen ist, dass die in Gedanken schon gesammelten und doch nicht aufgeschriebenen Sätze die ganze Nacht

wie Würmer in meinem Kopf herumgekrochen sind. Dadurch musste ich mich heute den ganzen Tag pflegen, bald mit der frischen Aura der verschneiten Alpen, bald mit Sud aus dem Blatt der chinesischen Berge, der mir doch schliesslich den Schmerz aus dem Kopf *ausdampfte*, so dass die Lust zur Feder zu greifen, wieder in die Finger kam.

Also, wo war ich stehengeblieben? – wie alte Schwätzer sagen. Aha! Am Rande des Walenstädter-Sees, wo bei rotem Licht des harzigen Kienholzes, mit einem wunderschönen Widerschein auf dem Hintergrund des schwarzen Wassers, zwei Fährmänner unsere Kutsche hineinschafften und unsere Pferde auf den Kahn führten, der ebenfalls flach und breit wie schweizerische Betten war. Danach setzten sie sich zu den Rudern, der Fährmann stellte sich neben das Steuerruder, wir stiegen in die Kutsche und – wir schwammen weg und schliefen ein. Ich wenigstens, denn Adam behauptet, dass er nicht schlief. Was ich mit Sicherheit weiss, ist das, dass er mich weckte, dass er mir einen Klaps auf die Schulter gab und rief: «Na, genug von diesem Schlaf! Öffne die Augen und sieh!» – Ich öffnete sie – und es lohnte sich, Augen zum Sehen zu haben.

Der ganze Himmel brannte vom Morgenrot; wie ein Spiegel, vom Himmel. Leicht und durchsichtig war der weisse Nebel, der, bald sich wie ein Spinnennetz auf dem Wasser lagernd, bald sich in Säulen über ihm erhebend, der Aussicht Charme hinzufügte, wie Seidengaze den lebenden Bildern, die Rustem⁶ in Wilno organisiert hatte. Der Walenstädter-See ist, im Vergleich zum Zürchersee, eine ganz andere Welt. Anstelle von Reben, Gärten und Häusern, wird er von überall von wilden, hohen, steilen, nackten Bergen umgeben, die sich gleich über dem Ufer wie Wände erheben. Von ihrer Fläche fliesst eine Menge von Bächen in Kaskaden in den See hinunter. Von weitem scheinen sie reglos und glitzern wie Eiszapfen, besonders wenn sie der Schein der Sonne umspielt. Das Rauschen der einen wie Katarakten, der anderen wie das eines Wasserrades, der übrigen wie das einer Rinne nach dem Regen; aber genug davon, dass das ständige Rauschen wie das Gerassel auf den Warschauer Strassen ist. Die grössten und schönsten Bäche sind: der Seerenbach von 1200 Fuss Höhe und der Bayerbach von 600 Fuss Höhe herunterfliessend. Die Farbe der Felsen ist verschieden: gelblich, rötlich und grau, und immer andere Formen und Konturen von jedem lassen nicht einmal für einen Augenblick zu, sich durch eine Eintönigkeit der Aussicht zu langweilen. Es ist, wenn du einen Vergleich willst, wie eine riesige Stadt, aber jedes Haus – eine neue Struktur, jeder Schritt – ein neues Staunen für den Betrachter, und eine Verehrung und Anbetung für jeden Architekten. Adam war so mit allem beschäftigt, dass er nicht einmal an eine Zeichnung dachte, und nur in jedem Fels eine Ähnlichkeit zu etwas suchte, als ob er dadurch versuchen wollte, mit einem witzigen Ton die Rührung, die sich



**Ansicht von
Walenstadt und
Walensee.
Aquarell von
Franz Schmid,
um 1840/50**

in seinem Gesicht abzeichnete, zu verstecken. Doch noch nicht hier war der Höhepunkt der heutigen Eindrücke. Nach der vierstündigen Schifffahrt landeten wir im elenden Ort Walenstadt, das dem See seinen Namen gibt, und nach einem ebenso elenden Kaffee fuhren wir für eine Rast nach Ragaz, einem kleinen Dörflein, aber mit einem grossen Gasthaus im Zentrum und mit hochragenden Bergen rundherum. Wir gingen also, um sie zu betrachten, und erst hier spürte ich zum ersten Mal, was Erhabenheit ist, obwohl ich gerade über sie irgendwann am Ästhetikexamen gesprochen hatte, und Józio Kowalewski⁷ mir, aus dem Griechischen übersetzend, ein ganzes Traktat von Longin vorgelesen hatte.

Auf dem Himmel, der bisher rein wie Wasser gewesen war, verdeckte eine Wolke, wie es uns erschien, den Gipfel eines steilen Felsens, der uns durch seine Höhe verblüffte. Wir warteten also, bis sie vorbeigeht, um die Form des Gipfels zu erblicken, als wir plötzlich sehen, dass der Gipfel die Wolke um nochmal soviel überragt, wie die Wolke uns. Ich kann dir das Gefühl des Staunens nicht beschreiben, das mich bei diesem Anblick überkam, und es gab in ihm etwas so Entzückendes, dass es mir eine komische Lust bereitete. Es soll nur ein Mensch versuchen, dasselbe auszurichten! Und wer weiss, ob nicht aus den ergebnislosen Versuchen, das zu erreichen, vielleicht die Redewendung kommt: «*Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.*»⁸ Aus diesem Grund erzählte Adam, wie er den Czatyrdah im Krym mit Rzewuski⁹ und vielen anderen ersteigend einen Blitz sah und einen Donner in der Wolke hörte, die unter ihm durchging. Einer seiner Genossen, irgendein gealterter Bürger aus Wolhyn, war davon so sehr ergriffen, dass er hinunterspuckend, in der grössten Verwirrung ausrief: «Pfui, zum Teufel! Es war also nötig, die alten Knochen zu bemühen, um in den alten

Zeiten noch ein Lügner zu werden!» Und als er nach der Bedeutung dieses Ausrufes gefragt wurde, antwortete er: «Ich sehe doch, dass es unter mir blitzt und donnert. Wie soll ich niemandem etwas davon erzählen? Und wenn ich es erzähle, wer wird mir dann glauben? Ich würde es auch nicht glauben, wenn mir ein anderer davon erzählen würde.» Ach, und was noch den Ragazer Berg betrifft, ich habe von Adam den ersten italienischen Ausdruck gelernt, den ich als gutes Anzeichen eines netten Besuches in Italien nehme. Denn es ist der Ausdruck *bella ragazza* und heisst «schönes Mädchen», den er, auf den Berg schauend, aussprach, obwohl er mich für mein Omen gleich am Ohr schnappen wollte. Und ich musste mich mit der Erinnerung an Fräulein Helena schützen, die mich einmal in Petersburg verteidigend, die richtige Erkenntnis machte, dass er andere für seine Sünden bestrafen möchte.

Der Teil des Weges von Ragaz nach Chur war wie der zweite Band des morgendlichen. Der Weg verläuft weiterhin oberhalb des Rheins, mal am linken, mal am rechten Ufer. Aber der Rhein ist hier nicht so rein und so wunderbar wie weiter unten, am Ausgang des Konstanzersees. Er füllt nicht einmal das Flussbett, obwohl man die Zeichen der letzten Flut sieht. Er ist hier wie ein unreifer, aber stürmischer Jüngling vor dem Eingang in die Welt und dem Bestehen von Prüfungen. Aber glücklich sollen die Länder sein, wo Flüsse, wie der Rhein in seinem Lauf, nicht zu oft austrocknen oder überschwemmen, sich nur manchmal reinigen und zunehmen – denn die Natur symbolisiert oft das Hirn und den Charakter der Landbewohner. Der Niemen ist, so gesehen, hundertmal dem Rhein ähnlicher als die Weichsel.

Von der Brücke über den Rhein hatten wir die schönste Aussicht, die man sich nur schwer erträumen kann. Rundherum nackte, riesige, in den Wolken verschwindende Felsen. Vor uns glänzten in der weiteren Aussicht die Spitzen der Alpen, mit Schnee bedeckt, wie Silber in der Sonne. Hinter uns schienen die Ragazer Berge, von unten bis zur Mitte mit Nebel bedeckt, in der Luft zu schwimmen, wie Eisberge auf dem Meer. Zwischen den Bergen eine lange grüne Ebene, in ihrer Mitte fließt der Rhein, auf beiden Seiten schimmern weiss kleine Dörfer. Zum Schluss, wie als Ergänzung des Charmes, breitete sich, gerade als wir auf der Brücke standen, eine momentane, kleine, durchsichtige Wolke über dem Tal aus; feiner Regen fing zu sprühen an und gleich blitzten zwei wunderschöne, strahlende Regenbogen vor uns auf. Adam gab zu, dass er etwas genauso Schönes noch nie gesehen hatte, und eben, als ich es niederschreibe, zeichnet er diese Aussicht aus der Erinnerung. Der weitere Weg bis Chur selbst war nicht weniger interessant und schön – besonders bei wieder klarem Himmel und friedlichem Sonnenuntergang. Hier und da schmückten Schlossruinen, hier und da Kaskaden und Bäche aus den Bergen, hier und da weisse Dör-

fer oder malerische Einzelhäuser die Eintönigkeit des Hintergrundes dieses ständigen Panoramas auf beiden Seiten des Weges und des Rheines. Die schönste dieser Kaskaden finden wir am Tamina-Fluss, der in den Rhein mündet.

Chur (auf französisch «Coire») selbst, ein kleines Städtchen, obwohl Hauptstadt des Kantons der Bündner (Graubünden), hat nur 5000 Einwohner, aber dabei eine wunderschöne Kathedrale und ein noch älteres Bischofsschloss, aus irgendeinem römischen Bau umgewandelt. Es liegt im Tal am Fluss Plessur, von riesigen Bergen umgeben, reich an Wanderwegen und schönen Landschaften, die wir den ganzen Tag lang besichtigten und bewunderten. Morgen um 5 Uhr früh fahren wir weiter. Den Fuhrmann habe ich schon gemietet, und nachdem ich Dir alles geschrieben habe, was ich konnte, habe ich das Recht darauf, mich zu erholen. *Gute Nacht!*

An denselben

Splügen, den 24. September 1829 in der Nacht

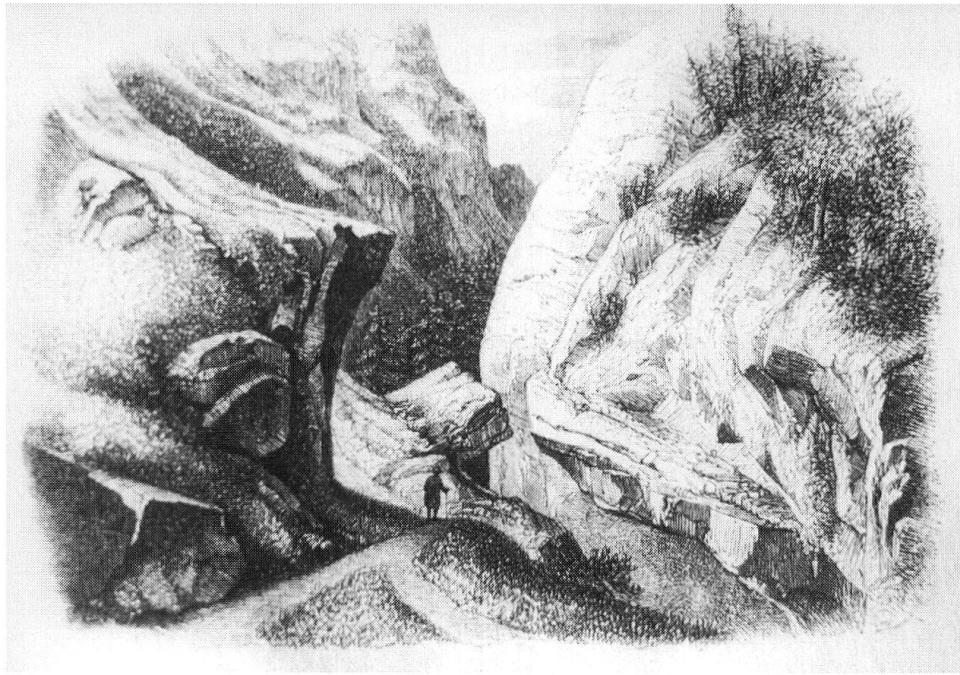
Und ich kann umso freier sprechen, da wir vor und über uns nur noch wilde Gipfel der Alpen haben (*Splügenpass*). Wenn wir sie morgen glücklich überquert haben, werden wir mit dem Abstieg nach Italien anfangen; wenn wir also etwas Schönes sehen werden, dann wird es nicht mehr zur Schweiz gehören. Aber das, was wir heute gesehen haben, ist die Krone unserer Eindrücke. *«Finis coronat opus.»*

Genau mit dem Sonnenaufgang, wieder mit einer einspännigen Kutsche, fuhren wir von Chur ab. Das Wetter wunderschön, der Weg immer schöner. Das malerische Tal zwischen unglaublichen Bergen nennt sich *Vorder-Rheintal*, das sich in *Reichenau*, wo wir für einen Kaffee haltgemacht haben, mit dem Hinterrhein verbindet. Die hölzerne, gedeckte Brücke, von einer riesigen Länge (230 Fuss), schlägt mit nur einer Arkade von der einen zur anderen Seite, wie sowieso alle Brücken und Brücklein in der Schweiz, die wir bisher überquert haben. Reichenau ist im *Guide du Voyageur*¹⁰ bekannt, als der ehemalige Aufenthaltsort von *Zschokke*¹¹, der hier Lehrer in der damals berühmten Bildungsanstalt von *Tschanes*¹² war, wo auch der heutige Orleanische Prinz, Sohn von Philipp Egalité, der Guillotine entkommen, eine Zeitlang unter falschem Namen¹³ die Pflichten eines Lehrers ausübte. Zschokke ist seit langem für mich einer dieser Schriftsteller, die in meinen Augen das Ansehen des schriftstellerischen Berufes heben. Er ist nicht erstklassig, wenn es um das Talent geht, aber wenn ich zwischen dem Genie von Goethe und dem moralischen Nutzen Zschokkes wählen müsste, würde ich mich, ohne zu zögern, für den letzteren entscheiden. Denn es klingt in Worten und Ohren wunder-

schön: *Unsterblichkeit!* Aber es ist ein Schaden, dass es, ausser der Unsterblichkeit des Ruhmes auf Erden, auch die Unsterblichkeit der Seele hinter dem Grab gibt. [...] Ich beneide eben Zschokke um seine Werke, und zwar um *Stunden der Andacht*¹⁴, die mich zum Beispiel in so viele schlechte oder falsche Gedanken gestürzt haben. Also, wer weiss, ob nicht Zschokke selbst sich dort irgendwann über mich freute, und ob nicht vielleicht er selbst sich meiner, an der Stelle seines einstigen Aufenthaltes, erinnerte.

Von Reichenau, am Hinterrhein, fuhren wir in ein herrliches Tal hinein, das Domleschger-Thal, und auf rätoromanisch Val Tomliasca, wo zusammen über 20 Schlossruinen vereint sind, in denen einst, wie Geier in ihren Nestern, die Zwingherren vor Wilhelm Tell sassen, und wo auch eine Menge Dörfer und Gärten in den Bergen und am Rheinufer zerstreut liegen. Nur der Rhein selbst ist hier hässlich: das Bett ist zur Hälfte trocken und das Wasser sumpfig. Das Dorf oder Städtchen Thusis am Fusse eines riesigen Berges (Heinzenberg) gelegen, auf dem schon gute, das heisst essbare Kastanien wachsen, am Ufer des Flusses Nolla, der in den Rhein fliesst, schliesst dieses Tal. Eine halbe Stunde weiter, am Fusse eines noch grösseren, runden Berges (Hohe Rethia oder Realta), mit einer alten römischen Ruine, beginnt unser heutiges *non plus ultra*, die, wie man sagt, schönste, weil wohl die wildeste Schlucht in der ganzen Schweiz, unter dem Namen *Via Mala* (der schlechte Weg) bekannt. Der Weg selbst ist eigentlich gar nicht schlecht, denn seit einigen Jahren ist eine Chaussée gebaut; was aber Bewunderung hervorruft, ist, dass der Weg an einem solchen Platz überhaupt entstehen konnte. Selbst wenn man nichts anderes sähe, würde es sich lohnen, in die Schweiz zu kommen, um das zu sehen. Stell es dir vor! ... Aber du würdest es umsonst versuchen, wenn ich, der ich es heute mit eigenen Augen gesehen habe, jetzt umsonst versuche, das, was ich gesehen habe, in ein richtiges Bild zu legen. Aber versuche, Dir vorzustellen was Du kannst; und wenn Du ein Chaos bekommst – na, dann ist es so, als ob Du bei mir und in mir wärst.

Schon gegenüber der Hohen-Realta, dem wichtigsten Berg einer Reihe von Bergen, die nicht minder grösser sind als sie, erhebt sich ein zweiter solcher Berg in einer zweiten solchen Reihe, das heisst von Bergen, die ebenso hoch, steil und wild sind. Eben zwischen diesen zwei Riesen fährt man hinein – und man fährt nicht hinein wie in eine einfache Schlucht, das heisst in ein Tal zwischen zwei Bergen, sondern wie in einen Spalt von Felsen: Der Weg geht nicht unten durch, auf dem Boden, sondern er windet sich an den Felsen entlang, in der Hälfte ihrer Höhe. Schaust du nach oben – bist du wie in einem Abgrund; schaust du nach unten – stehst du an einem Abgrund. Die Gipfel der Berge entschwinden in den Wolken, der Boden verschwindet in der Dunkelheit. Über Dir und rundherum hörst Du das ständige Rau-



**Intérieur de la
Via Mala.
Stich von Karl
Girardet nach
einer Zeichnung
von Rodolphe
Toepffer**

schen der Lärchen und der Tannen, mit denen die Felsen bewachsen sind, oder das der Bäche und Kaskaden, die von den Bergen in den Abgrund hinunterfallen. Unter dir hallt das Echo dieses Rauschens, genauso laut und ununterbrochen, die Schlucht entlang über dem Rheinbett, in dem der Fluss, von beiden Seiten so eingengt wird, dass er oft unsichtbar ist und immer wieder die Steine, die seinen Lauf hemmen, stürmen muss. Die Felsen von beiden Seiten sind oft so nah, dass sie sich zu berühren scheinen. Der Weg, der sich nirgends am Berg, der glatt ist wie eine Wand, anlehnen kann, schlägt sich direkt durch sein Inneres. Es ist das sogenannte *Verlorne Loch*, eine Galerie, die in den Felsen eingehauen und mindestens 100 Schritte lang ist. Gleich hinter dieser Galerie zwei nicht minder beeindruckende Brücken, mit einem Bogen von Ufer zu Ufer geschlagen, über der Tiefe sind sie 400 Fuss, und an den Stellen, wo sie unter den Felsen, oder eher in deren Mitte angebracht sind, sind sie dreifach so hoch. Die Aussicht von diesen Brücken, ob nach unten, oben, nach vorn oder nach hinten, ist genauso wild wie schrecklich, furchtbar und faszinierend. Deshalb haben wir alle, obwohl es schade war, sich von der Aussicht zu trennen, aufgeatmet, als wir das einfache, obwohl nicht weniger malerische, *Tal Schams* (Schamser-Tal) hinaufkamen, denn wir gingen immer noch zu Fuss. Dort geht der Weg, obwohl schon auf festem Boden, so doch immer noch fast am Rand des tiefen Abgrundes, der an den Seiten mit Wäldern bewachsen ist, und wo der Rhein am Boden, immer noch genauso ärgerlich, ohne Pause rauscht und tost. Hier erlag Adam fast einer grossen Gefahr. Ich zittere noch, wenn ich daran denke. Als wir zu Fuss den Abgrund entlang marschierten,

spielten wir wie Studenten, indem wir die am Weg gefundenen Steine hinunterwarfen, den Klang des Aufpralls hatte man noch lange gehört. Adam wollte unbedingt die «Sprünge eines Riesen» sehen, wie er es ausdrückte, und als er einen riesigen Stein am Abgrund sah, der halb in die Erde reingewachsen war, beschloss er, ihn rauszureissen und in den Rhein hinunterzustossen. Mit Hilfe von eisernen Stöcken, die alle Reisenden haben, und mit denen wir uns in Chur versorgt hatten, begannen wir, den Stein zu untergraben und von den Seiten anzuheben. Es erinnerte mich an diese wunderschöne Szene aus meinem Lieblingspoem von Walter Scott, das heisst aus *Die Lieder des letzten Minstrels*, wo der Ritter Delorraine mit dem Mönch den Grabstein vom Grab eines Zauberers entfernen will. Ich kenne diese Stelle auswendig; Adam aber will unbedingt, dass ich dieses Poem übersetze, wenn ich es so mag; denn das Gefallen ist die Hauptbedingung, wenn nicht sogar die Garantie des Erfolges einer Arbeit. Ich wollte es also tun und versuchte es; aber es ist keine leichte Sache, besonders wegen der lokalen Farbe. Während wir darüber sprachen, gruben wir weiter, und als der Stein schon halb untergraben war, befahl mir Adam, ihn mit dem Stock zu heben, und er selbst begann, den Stein mit dem Fuss zu treten. Mit einem Mal, völlig zu unserer Überraschung, fiel der Stein runter, und Adam, der gerade den Stein trat, schwankte und fiel – ich dachte schon, dass zusammen mit dem Stein in den Abgrund. Zum Glück war der Abhang nicht zu steil, und er hielt sich fallend mit beiden Händen an einem Baum fest; ansonsten wäre der Tod oder eine Behinderung unvermeidbar gewesen. Immerhin hat es uns beide so erschreckt, dass ich wenigstens nicht imstande war, weiter zu gehen, weil ich ganz schwach auf den Beinen war und eine Übelkeit, von der ausgestandenen Angst kommend, meinen Körper befiel. [...]

Bei der Rast in Andeer fanden wir ein wunderschönes vierjähriges Mädchen, die Tochter des Gasthausbesitzers, die nach dem Spielen mit meiner Uhr, sich irgendwie so an mich gebunden hatte, dass sie nicht von meinem Schoss heruntergehen wollte, mich küsste und mit den Händen streichelte. Adam schaute auf diese Szene von der Seite mit einer seltsamen Zärtlichkeit, was ihm nicht oft passiert. Er erinnerte an Olcia und Kamcia, die Töchter von Herrn und Frau Kowalski in Kowno, die ihm immer sagten, dass sie nur zwei liebten, das heisst ihn und die Bulldogge. So kamen wir auf ein Gespräch über Kinder. Du weisst, wie ich sie mag – aber immer nur Mädchen. Adam teilt meinen Geschmack, was die Mädchen angeht, obwohl er im allgemeinen diesem Herren recht gibt, der gesagt hat, dass die Kinder am nettesten sind, wenn sie weinen, weil sie dann rausgetragen werden. «Und was wird mit deinen, wenn dir Gott welche schenkt?» fragte ich ihn. Er lachte und antwortete, dass es mit den Kindern ist wie mit den Gedichten; es ist am schwierigsten, sie zu waschen und zu kämmen,

wie die Gedichte – nicht zu schreiben, aber zu verbessern. Er erwähnte aber auch im Ernst: wenn man etwas nicht bestimmen kann, bevor es passiert, dann sind es Gefühle. Niemand weiss, wie er sich während eines Kampfes benehmen oder wie er seinen Reichtum verwenden würde, bis er durch ein Feuer gegangen ist oder bis er Geld in den Händen gehabt hat. Was aber die Kinder angeht, denkt er, dass er sie so sehr lieben würde, wie er an seine Frau gebunden wäre. Nachdem er das gesagt hatte, wurde er missmutig; aber sogleich, als ob er es bemerkt hätte und nun versuchte, diese Rührung zu verstecken, begann er, wieder Witze über mich zu machen, obwohl ich bemerkt hatte, dass es gespielt war. Nach der Abfahrt von der Rast vermied er ein Gespräch; ich verstand es und dachte an meine Sachen. Aber jedesmal, wenn ich ihn anschaute, erinnerte mich der Ausdruck seines Gesichtes, oder besser gesagt seiner Stirn, an die Zeiten, als er den vierten Teil der *Todesfeier* schrieb, oder als ich ihn traf, als er aus den antokolischen Hainen zurückkam, wo er, während der Spaziergänge am Morgen und nach dem Mittagessen, an drei Tagen ein ganzes *Epitre* an Herrn Joachim¹⁵ geschrieben hatte. Er erinnerte mich aber auch daran, dass er mich zwar das *Epitre*, sobald ein neuer Abschnitt dazu kam, lesen liess, von der *Todesfeier* aber sagte er mir kein Wort. Daraus schliesse ich also, dass, wenn er heute Gedichte *schrieb* ohne mir etwas davon zu sagen, sie *amoroso* sein müssen, das schwöre ich ...¹⁶ Das wären also die ersten Gedichte in dieser Reise; denn das Übersetzen des Prologes und einiger Stellen aus *Faust*¹⁷ in *Weimar* war nur halb Scherz und irgendwie zur Probe. Die Vene in ihm ist, wie er sagt, schon seit einem Jahr ausgetrocknet. Und er bedauert, dass er das Gedicht, das er gleich nach *Wallenrod* angefangen hat, abbrechen musste. Er zweifelt, ob er je dazu zurückkehrt. Er hat nicht einmal den Titel ausgedacht, und über den Inhalt sagt er nur: «dass er von allen Sachen handelt und noch von einigem mehr.» In Petersburg, wie ich Dir schon sagte, wollte er mir das Gedicht von Tag zu Tag vorlesen, aber die vorverlegte Abreise brachte mich um dieses Vergnügen. Diese Handschrift hat er, genauso wie die noch unfertige *Geschichte der Zukunft*, bei Herrn Franciszek gelassen, der sie ihm nach Rom schickt, in die Hände der Prinzessin Zeneida Wolkonska¹⁸. Wahrscheinlich werde ich sie erst dort lesen. Zurück zu uns – nach der Rast wandten wir uns Splügen zu, wo wir gerade übernachteten (angekommen sind wir um 7 Uhr am Abend), und ich sage Dir nur, dass wir am Weg von der Rast in Andeer noch ein paar schöne Aussichten hatten, nämlich: eine Kaskade des Rheins, wo er sich mit dem Averser-Bach verbindet im Tal mit diesem Namen, und eine Schlucht zwischen zwei Granitfelsen, die Roflaschlucht, von wo der Weg im Zickzack nach oben zu gehen beginnt. Das Dorf Splügen, auf italienisch Speluga, liegt bereits um 4'450 Fuss über dem Meeresspiegel, und bis zum höchsten Gipfel des

Berges Splügen, den wir morgen überqueren sollen, sind es noch über 2'000 Fuss Höhe, obschon die Länge wegen des Zickzackweges vielleicht noch tausendmal soviel betragen wird. Sowohl hier, als auch in Andeer, sind die Anschriften über den Geschäften überall bereits auf italienisch und ich höre einige Leute, die italienisch sprechen. Besonders ein Ausdruck, *pioggia*, den ich immer wieder hörte, ist mir aufgefallen. Ich habe erfahren, dass er Regen heisst. Gott sei Dank, dass ich zuerst «bella ragazza» gelernt habe, denn sonst wäre es ein fatales Omen; obwohl wahrscheinlich der zweite Ausdruck vor dem ersten wirksam werden wird. Die Wolken beginnen sich zu sammeln, der Wind pfeift, und das so kalt, dass mir die Finger frieren, während ich das hier schreibe. Adam wärmt sich am Kamin, raucht seine Pfeife und träumt. Also werde ich jetzt dasselbe machen – und noch ein letztes Mal auf deutsch, *Leb Wohl!*, bevor ich dem nächsten Brief vielleicht ein bisschen Italienisches dazugebe; das heisst, wenn uns morgen nicht eine Lawine verschüttet. Denn auch der Saint-Bernardinus ist von hier nicht mehr weit. [...]



**Ansicht der
Felsen-Galerie
durch die Rofflen
(Rheinwalder-
Törli).
Stahlstich von
William Tomble-
son, um 1830**

An denselben

Chiavenna, den 25. September 1829

[...] Die Bergbewohner müssen, anscheinend, wie Vögel eine Vorahnung vom Regen haben; und nicht umsonst habe ich gestern überall auf dem Weg, wie Geschrei von Kiebitzen vor Regenwetter, dieses *Regen*, dieses *Pioggia* gehört. Denn, obwohl es damals noch keine Anzeichen von Regen gab, konnten am Abend alle wissen, dass es regnen würde. Die ganze Hoffnung lag darin, dass er in der Nacht beginnt und endet; aber es passierte indessen völlig anders. In der Nacht pfiff nur der Wind, als ob er die Wolken rufen würde; und als wir heute am Morgen von dem Gasthaus aufbrachen, lag eine von ihnen, schwarz wie ein Bär, auf dem Weg vor uns, so dass wir in sie wie in die Dunkelheit hineinfuhren. Den Regen freilich spürten wir nicht, nur einen Nebel oder einen feuchten Dampf, den Adam mit dem Spritzen des Wassers aus dem Mund eines Mädchens beim Bügeln ver-

glich. Aber als wir immer höher fuhren, von der einen Wolke in die andere, wurde der Dampf langsam zu Tropfen oder zu Hagelkörnern. Bis endlich, als wir auf dem Gipfel ankamen, das heisst an der italienischen Grenze, er sich völlig verwandelte, nicht in Tropfen, aber wie in Regenfäden, die den ganzen Horizont rund herum wie mit einem Hintergrund von wolligen Stoffen bedeckten. Anstatt dass sich uns hier eine neue Aussicht eröffnete, verloren wir sogar die Aussicht nach hinten. Und, seit ich ausser uns nichts sehen kann, habe ich auch über etwas anderes als uns nichts zu sagen. Dafür habe ich ein Wörtchen über den Weg vom Gasthaus auf den Berg Splügen zu sagen. Er geht die ganze Zeit im Zickzack und bildet Etagen, deren es etwa 20 gibt, die eine soviel höher als die untere, dass die grössten Tannen, die auf dem Niveau der einen Etage wachsen, mit den Spitzen nicht bis zu der nächsthöheren reichen, und der Weg von der einen Etage bis zur anderen ist wie ein gelbes Band. An einigen Stellen gibt es lange Galerien, die von den Bergen, die sich steil am Weg auftürmen, heruntergehen. Ich weiss nicht, ob sie zum Verdecken der riesigen Abgründe, an denen der Weg vorbeigeht, dort sind, oder zum Schutz der Reisenden vor herunterfallendem Schnee. Dass entweder das eine oder das andere zutrifft, bestätigt allein der Name des «tödlichen Durchganges» (*passo della morte*), der diesem Teil des Weges gegeben wurde. Wir durchquerten ihn ohne Probleme, und erst dort, wo die paradiesischen Gelüste hätten beginnen sollen, das heisst am Gipfel der Alpen und an der italienischen Grenze, begannen für uns die Prüfungen und Qualen des Fegefeuers. Zuerst der Regen, und dann die *Dogana*, das ist die österreichische Zollkammer, wo man während des Regens das Gepäck hervorziehen und auspacken musste. Danach kam der Hunger, denn in dem elenden Chalet auf dem Berg, das angeblich ein Gasthaus sein soll, gab es rein gar nichts zum Essen, und zuletzt kam die Not mit der Zunge, die, obwohl sie Wasser und Brot ersehnte und danach lechzte, alleine nicht einmal mehr darum bitten konnte.

Anmerkungen

- ¹ Es geht voraus ein Fragment aus dem dritten Gedicht des Zyklus *Lalla Rookh* (1817) von Thomas Moore in polnischer Übersetzung von Odyniec.
- ² Kazimierz Brodziński (1791–1835), polnischer Dichter und Literaturkritiker; er kann als Dichter als der Nachfolger Gessners betrachtet werden, als Kritiker setzte er sich oft gegen Mickiewicz ein.
- ³ Ein Städtchen zwischen Minsk und Brest; hier, oder in Zaosie bei Nowogródek, ist Mickiewicz am 24. Dezember 1798 geboren. Das Städtchen liegt jetzt in Weissrussland.
- ⁴ Odyniec ist eigentlich in Giejstuny bei Wilno (heute: Litauen) am 25. Januar 1804 geboren.
- ⁵ Deutsch in Original.
- ⁶ Jan Rustem (1762–1835), ein polnischer Maler, Professor der Kunst an der Wilner Universität; Odyniec erwähnt hier die lebenden Bilder zum Thema *Das befreite Jerusalem* von Torquato Tasso.
- ⁷ Józef Szczepan Kowalewski (1801–1878), Orientalist, 1855–62 Rektor der Universität in Kazan (Russland). 1823 übersetzte er auf Polnisch das Traktat von Longinus (um 213–273) *Über Erhabenheit*.
- ⁸ Vom Erhabenen bis zur Lächerlichkeit ist es nur ein Schritt. (Angebliche Worte von Napoleon bei seiner Flucht aus Russland im Jahr 1812.)
- ⁹ Henryk Graf Rzewuski (1791–1866), Schriftsteller, begleitete Mickiewicz 1823 auf seiner Krimreise, wo letzterer u.a. ein Sonnett über den Berg Czatyrdah gedichtet hat.
- ¹⁰ Richard (*Guide du voyageur en Suisse*, Paris 1823) erwähnt zwar zweimal Reichenau (S. 229), niemals aber Zschokke, der damals noch nicht so bekannt war. Auch spätere Führer, (z.B. Artaria, *Nouveau guide du voyageur en Italie*, Paris 1851, S. 78; Quetin, *Manuel du voyageur en Suisse*, Paris 1851 S. 330–331) schreiben lieber über Reichenau als den Aufenthaltsort des Louis Philippe d'Orleans, den späteren König der Franzosen (darüber siehe unten).
- ¹¹ Vgl.: Hilde Ribl, *Zschokke in Graubünden*. «Bündner Jahrbuch», 1971, S. 73–88.
- ¹² Gemeint ist Johann Baptista von Tscharner (1751–1835), Bürgermeister von Chur.
- ¹³ Als «Monsieur de Chabot».
- ¹⁴ Anachronismus: *Stunden der Andacht* (1809–1816) erschienen anonym, Zschokke gab seine Autorschaft erst 1842 bekannt.
- ¹⁵ D.h. einen poetischen Brief, an den bekannten polnischen Historiker Joachim Lelewel (1786–1861) (dessen Bruder Jan Paweł, Ingenieur, lange Zeit in Bern Chef des Technischen Bureau war, hat einen Plan der Juragewässerkorrektion entworfen und ist 1847 in Bern gestorben).
- ¹⁶ Die Anknüpfung erinnert an das bekannte Gedicht *An ***. In den Alpen, in Splügen*, das an seine Jugendliebe zu Maryla Wereszczakowa, die 1821 den Grafen Wawrzyniec Puttkamer heiratete. Die neueste Übersetzung von Christoph Ferber in der Antologie von Peter Brand, *Wundervoller Glanz des Bildes ... Schweizerische Landschaft in slawischen Gedichten*. Zürich 1993.
- ¹⁷ Die Übersetzung des *Faust*-Fragmentes gilt als verschollen.
- ¹⁸ Zinaida Wolkonska – russische Aristokratin, leitete einen literarischen Salon in Moskau, später in Rom.

Miłosz Zieliński, Schüler der Manuelschule Bern, 3006 Bern

Adresse
des Übersetzers